

The book cover features a profile of a man's head and neck, looking to the right. The background is a soft, greyish-blue gradient. A semi-transparent yellow-green rectangular box is overlaid on the upper part of the image, containing the author's name and the title. The man's hair is dark and slightly messy, and he has a full, dark beard and mustache. The lighting is soft, highlighting the contours of his face.

Gerald Hüther

Männer

**Das schwache Geschlecht
und sein Gehirn**

Vandenhoeck & Ruprecht

V&R

Gerald Hüther

Männer -

Das schwache
Geschlecht und
sein Gehirn

2., unveränderte Auflage

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-99542-7

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

© 2016, 2009, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen/Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A. Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.
Satz: Daniela Weiland, Göttingen

Inhalt

Vorbemerkungen

Männer sind keine Maschinen

Eine Bitte an die Frauen

Ein Wort von Mann zu Mann

Teil I: **Die Natur des Männlichen**

Auf der Suche nach den Ursprüngen: Wer war der erste Mann?

Das Liebesleben der Pantoffeltierchen

Die Erfindung des männlichen Geschlechts

Die Männermacher sind meist weiblich

Es hätte schlimmer kommen können: bizarre

Vertreter des männlichen Geschlechts

Auf der Suche nach dem Sinn: Wozu sind Männer gut?

Es ist nicht so leicht, ein erfolgreiches Männchen zu sein

Männer sind ausgerechnet dort entbehrlich, wo sie sich für unentbehrlich halten

Trotz alledem: Wenn es keine Männer gäbe, müssten sie erfunden werden

Auf der Suche nach dem Unterschied: Was ist bei Männern anders?

Männer haben andere genetische Anlagen

Männer haben einen anderen Körper

Männer haben ein anderes Gehirn

Auf der Suche nach den Ursachen: Weshalb werden Männer so, wie sie sind?

Zu viel Antrieb

Zu wenig Stabilität

Ständig auf der Suche nach Halt

Teil II: Der Prozess der Mannwerdung

Das schwache Geschlecht auf der Suche nach Halt: Der Passionsweg und die Stufen der Transformation zum Mann

1. Station

Die Zeugung: schnell gewesen und Glück gehabt

2. Station

Die ersten neun Monate: trotz Handicap überlebt

3. Station

Die Geburt: gerade noch durchgekommen

4. Station

Die Kindheit: einigermaßen Halt gefunden

5. Station

Die Jugend: durchgeboxt und ausgehalten

6. Station

Die Pubertät: durchgeschüttelt und neu sortiert

7. Station

Die Mannwerdung: tapfer losgelaufen, aber wohin?

8. Station

Die Paarbildung: eng verbunden – aber wie lange?

9. Station

Die Vaterschaft: gut gewollt – aber wie gut gelungen?

10. Station

Der Beruf und die Karriere: mächtig angestrengt –
aber wozu?

11. Station

Die Entbindung: endlich frei – aber wofür?

12. Station

Die Versöhnung: endlich wiedergefunden – alles ist
gut!

Nachbemerkungen

Vorbemerkungen

Männer sind keine Maschinen

Wie wird ein Mann ein Mann? Oder etwas präziser. Wie wird aus dem, was ein Mann werden könnte, schließlich das, wofür sich der Betreffende irgendwann hält: ein Mann?

Das ist die Frage, um die es in diesem Buch geht. Ich bin Biologe und Hirnforscher, und aus dieser biologisch-neurobiologischen Perspektive lässt sich diese Frage ziemlich einfach und auch recht schnell beantworten. Gleichzeitig bin ich aber selbst auch noch ein Vertreter des männlichen Geschlechts, und aus diesem Blickwinkel betrachtet, fällt mir die Beantwortung dieser einfachen Frage viel schwerer.

Deshalb habe ich wohl so lange gezögert, dieses Buch zu schreiben. Es wäre kein Problem gewesen, seitenlang darzulegen, wie und wodurch sich Männer von Frauen unterscheiden. Wenn man das gut macht, können solche Bücher sogar recht amüsant sein. Und selbst wenn sie dröge geschrieben sind, finden sich Männer und Frauen in ihren jeweiligen Beobachtungen, Bewertungen und Vorurteilen über die Beschränktheiten des jeweils anderen Geschlechts in der Mehrzahl doch irgendwie bestätigt. Und das erzeugt ja auch ein gutes Gefühl.

Aber was nützt es, und wem nützt es, wenn man erfährt, dass Männer ein größeres Gehirn haben als Frauen, dass bei

ihnen die Verbindung zwischen den beiden Hemisphären, der Balken, etwas dünner, dafür der Hippocampus etwas größer ist und der Cortex weniger Furchen und Wölbungen hat? Spannend ist doch nicht die Erkenntnis, dass sich bestimmte Bereiche und Strukturen von männlichen und weiblichen Gehirnen unterscheiden und dass Männer deshalb manches besser, manches schlechter können als Frauen. Um das zu erkennen, braucht man ihnen nicht mit Hilfe der modernen bildgebenden Verfahren ins Hirn zu schauen. Das bemerkt man schneller als ein Hirnscan für die funktionelle Magnetresonanztomographie dauert, indem man ihnen einfach nur zuschaut: bei der Arbeit, auf dem Fußballplatz, vor dem Fernseher, beim Einkaufen. Und dass Männer einen höheren Testosteronspiegel haben als Frauen, ist auch nicht sonderlich überraschend. Wer aber meint, dass Männer dadurch automatisch auch aggressiver, konkurrenzorientierter und untreuer sind, mag wohl glauben, er hätte eine einfache Erklärung für ein weit verbreitetes Phänomen gefunden. Aber die Begeisterung darüber hält leider nicht lange an, denn bekanntermaßen gibt es ja unzählige Männer, die auch mit einem hohen Testosteronspiegel umherlaufen – und deshalb schneller eine Glatze bekommen –, ohne je auffallend aggressiv zu sein.

So erklärt sich also vieles, was auf den ersten Blick wie eine wissenschaftliche Erklärung aussieht, bei näherer Betrachtung als eine mit dem Nimbus der Wissenschaftlichkeit versehene Bestätigung eines ohnehin schon weit verbreiteten Vorurteils. Dann ist man wieder einmal in diese Falle tautologischer Erklärungsversuche getappt, in der einem erklärt wird, dass etwas so ist, wie es ist, weil es genau so funktioniert, wie es funktioniert. Und wenn dann noch möglichst ausführlich die Mechanismen beschrieben werden, wie es mit dem Testosteron, der Amygdala und dem Hippocampus funktioniert, glaubt am

Ende jeder tatsächlich verstanden zu haben, warum Männer so sind, wie sie sind.

Bei technischen Geräten, also beispielsweise bei einem Auto, mag die detaillierte Beschreibung des Motors, der Kupplung, des Getriebes und des Fahrwerks tatsächlich dazu führen, dass man besser versteht, wie das Auto funktioniert und weshalb es fährt, wenn man den Zündschlüssel umdreht, den Gang einlegt und die Kupplung kommen lässt. Aber Männer sind meist ja doch noch recht lebendige Wesen, und die funktionieren nicht nur ein bisschen, sondern ganz anders als Maschinen. Um Männer – ebenso wie alles andere, was lebendig ist – zu verstehen, wird es nichts helfen, sie in ihre Einzelteile zu zerlegen, ihnen ins Hirn zu schauen, ihren Hormonspiegel zu messen und ihren Bauplan zu entschlüsseln. Wer das ernsthaft versucht, hat entweder zu viele Bedienungsanleitungen gelesen oder er ist aus anderen Gründen in den Denkmustern des Maschinenzeitalters hängen geblieben. Auch das ist ja ein allgemein bekanntes Phänomen: Wer sich mit großer Begeisterung über längere Zeit mit etwas beschäftigt, was ihn fasziniert, der fängt irgendwann an, selbst so zu denken, wie es zu dem Gegenstand seiner Begeisterung passt. So werden nicht nur Hundehalter ihren Vierbeinern immer ähnlicher, sondern auch Computerfreaks ihren virtuellen Gestalten, die Fans von Popstars ihren Idolen, Kinder und Jugendliche ihren (medialen) Vorbildern und was es da sonst noch für bemerkenswerte Anpassungserscheinungen des Gehirns an seine Lieblingsbeschäftigungen geben mag.

Im vergangenen Jahrhundert waren sehr viele Menschen noch außerordentlich begeistert über die großartigen Maschinen, die damals zusammengebaut, nutzbringend eingesetzt und ständig weiterentwickelt und verbessert worden sind. Kein Wunder also, dass damals immer mehr Menschen Denkmuster entwickelt haben, die besonders gut geeignet waren, um die Funktion von Maschinen zu verstehen. Inzwischen geht das Maschinenzeitalter zwar

allmählich zu Ende, aber die damals in den Köpfen der Menschen entstandenen Denkmuster scheinen sich nicht so schnell wieder aufzulösen. Sie begleiten uns noch heute auf dem Weg zum Arzt, »weil die Pumpe nicht mehr richtig funktioniert« oder »ein Gelenk abgenutzt ist«. Wir nehmen sie mit ins Restaurant, um »den Tank wieder aufzufüllen« und tragen sie in Apotheken und Drogerien, wo uns alle möglichen Schmiermittel, Brennstoffe und Aufbaumittel für unseren Körper angeboten werden. Und abends setzen wir uns dann vor den Fernseher, um »abzuschalten«. Unser Denken ist offenbar viel stärker, als uns das bewusst wird, geprägt von Vorstellungen, inneren Bildern und Wortschöpfungen, die noch aus dem Maschinenzeitalter stammen. Das ist der Grund dafür, weshalb wir unseren Körper, manchmal auch unser Gehirn und bisweilen sogar uns selbst wie eine Maschine betrachten. Und die funktioniert ja auch so, wie sie funktioniert, weil sie ja so gebaut ist, dass sie nur so funktionieren kann.

Aber lebendige Wesen, Menschen, und deshalb auch Männer, sind keine Maschinen, selbst wenn sich vor allem Letztere bisweilen dafür halten. Sie werden nicht nach irgendwelchen Plänen zusammengebaut, sondern sie bauen sich im Lauf ihres Lebens selbst zu dem zusammen, was sie zu einem bestimmten Zeitpunkt ihres Lebens sind. Das gilt auch für Männer. Autopoiesis wird dieser wunderbare Prozess der Selbstkonstruktion alles Lebendigen genannt und genau diese Fähigkeit ist es, die ein Lebewesen von einer Maschine so grundsätzlich unterscheidet. Und wer wirklich verstehen will, warum Männer im Allgemeinen und einzelne Männer im Besonderen so sind, wie sie sind, der wird diese Frage nur beantworten können, indem er herauszufinden versucht, wie und weshalb sie so geworden sind, wie sie sind. Das wäre dann ein entwicklungsgeschichtlicher oder entwicklungsbiologischer Ansatz, und mit diesem Ansatz soll in diesem Buch versucht werden, genau das zu machen, was dem Narren in der

wunderbaren Parabel vom Elefanten gelungen ist: das Unsichtbare nicht dadurch sichtbar zu machen, dass man es zu ertasten oder zu zerlegen versucht, sondern indem man es mit einer Lampe beleuchtet.

Ein indischer Fürst ließ einmal einen Elefanten in einen dunklen Raum bringen und von einer Gruppe seiner besten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen untersuchen.

Einer betastete das Bein und meinte, dieses Wesen sei ein Baum. Ein anderer betastete das Ohr und sagte, dieses Wesen sei wie ein großes Blatt einer Lotusblüte.

Ein anderer beschäftigte sich mit dem Schwanz des Elefanten und kam zu dem Schluss, der Elefant habe das Wesen eines Aales. Diesem widersprach der Erforscher des Rückens, dem der Elefant einem Walfisch gleich zu sein schien.

Über soviel Dummheit und Ignoranz konnte der Erforscher des Rüssels nur lachen.

Für ihn war klar, dass der Elefant einer Schlange gleich sei. Voller Trauer über die geistige Verwirrtheit seiner Kollegen wandte sich der Philosoph ab.

Seine Hände hatten einen Stoßzahn berührt, und das Elfenbein hatte sich so kostbar angefühlt, dass es für ihn zum Zeichen des Göttlichen geworden war.

Damit war die Diskussion jedoch nicht beendet, denn als der Narr mit der Laterne auftauchte, forderten sie ihn auf, sich seiner unpassenden Argumente zu enthalten und das Licht wieder zu löschen.

Eine Bitte an die Frauen

Eigentlich ist dies ein Buch für Männer. Es soll Männer dazu ermutigen, sich auf den Weg zu machen, um sich selbst besser verstehen zu lernen und die in ihnen angelegten Potenziale wirklich entfalten zu können. Das Problem ist nur, dass Frauen im statistischen Mittel sehr viel mehr Bücher lesen als Männer. Und sie haben sich wohl auch schon seit längerem auf den Weg zu sich selbst gemacht. Deshalb ist es sehr wahrscheinlich, dass die Zielgruppe für dieses Buch nur eingeschränkt erreicht wird. Es sei denn, Sie, liebe Leserinnen, kommen nach der Lektüre zu der Überzeugung, dass es den Versuch wert wäre, es auch an den Mann zu bringen.

Wie man das am geschicktesten bewerkstelligt, wissen Sie selbst am besten. Einfühlungsvermögen ist ja eine Fähigkeit, über die Frauen im Durchschnitt eher verfügen als Männer (wie Sie aber bald erfahren werden, muss es eigentlich heißen »entwickeln konnten«). Meine Mutter hätte vielleicht noch so getan, als könne sie mit diesem Buch überhaupt nichts anfangen und hätte wohl auch den zweiten Teil des Titels überklebt. Er ist in der Tat etwas abschreckend für den Durchschnittsmann.

Wie Sie sehr schnell bemerken werden, geht es in diesem Buch an keiner Stelle darum, Männer als Schlappschwänze oder bedauernswerte Schwächlinge darzustellen und in den Frauen irgendwelche Mutterinstinkte wachzurufen oder gar ihr Mitleid zu wecken, damit Mütter ihren Söhnen und Frauen ihren Männern beistehen, besser mit ihren Schwächen umzugehen. Es geht vielmehr darum, auch für Frauen verständlich zu machen, dass Männer einen sehr schwierigen, stufenweisen Transformationsprozess durchlaufen. In gewisser Weise ist dieser Transformationsprozess vergleichbar mit den Häutungen eines Insektes im Verlauf seiner Metamorphose. Den

Schmetterling erkennt man ja auch erst am Ende, nicht am Anfang dieses Prozesses.

Sie werden selbst genau wissen, was damit gemeint ist. Denn ebenso wenig wie als Mann wird man als Frau geboren, zur Frau oder zum Mann wird man auch nicht gemacht, dazu kann man sich nur selbst entwickeln. Wie das gelingen kann, soll in diesem Buch am Beispiel der Männer herausgearbeitet werden. Das andere Buch, in dem dargestellt wird, wie sich dieser

Prozess bei Frauen vollzieht, muss aber wohl von einer Frau geschrieben werden.

Ein Wort von Mann zu Mann

Ganz unter uns gesagt: Es sieht nicht gut aus. Der Wind hat sich gedreht und der Boden, auf dem unsere Väter und Großväter noch einigermaßen stehen konnten, ist schneller ins Rutschen gekommen, als sie das je hätten ahnen können. »Was Männer für eine Kultur nützlich macht, ist ihre Entbehrlichkeit«, schreibt uns heute unser Geschlechtsgenosse R. F. Baumeister, einer der renommiertesten Sozialpsychologen, ins eigene Stammbuch, das den bezeichnenden Titel trägt: »Is there anything good about men?«. Und wenn der inzwischen 72-jährige Jack Nicholson glaubt, sich erinnern zu können, er habe 5.000 Kinder gezeugt, so wird die Sache dadurch keineswegs besser. Das alte Imponiergehabe aussterbender Don Juans zieht nicht mehr, und die selbsternannten Alphamännchen der gegenwärtigen Männerwelt verschleißen sich in einer immer hektischer werdenden Betriebsamkeit beim Kampf um die ersten Plätze auf der Rangliste der Cleversten, Schnellsten, Besten und für alles Zuständigen. In der öffentlichen Meinung haben die miteinander konkurrierenden Männer das Rennen ja ohnehin

schon längst verloren. »Frauen sind toll, Männer sind, na ja ... eben irgendwie nicht mitgekommen.«

Die beliebteste Erklärungsformel dafür, dass Männer so sind, wie sie sind – und auch in Zukunft so bleiben werden, wie sie schon immer waren –, liefern derzeit die Evolutionsbiologen: Es liegt an den egoistischen Genen, die Männer auf maximalen Reproduktionserfolg à la Jack Nicholson programmieren. Wer dieser Argumentation nicht so recht zu folgen bereit ist, dem liefern die Neurobiologen mit Hilfe ihrer beeindruckenden Flackerbilder vom menschlichen Hirn eine sehr einleuchtende Erklärung: Männer haben ein anderes Gehirn als Frauen, und es funktioniert auch anders. Sie können damit – im statistischen Mittel – besser abstrakt denken und rückwärts einparken, aber dafür fehlt es ihnen an Einfühlungsvermögen und an der Fähigkeit, vernetzt zu denken. Zur Deeskalation sozialer Konflikte sind sie deshalb mit ihrem Hirn kaum in der Lage. Wer sich weder auf die Erklärung der Evolutionsbiologen noch auf die der Neurobiologen einlassen will, mag Gefallen an der Vorstellung finden, Männer kämen vom Mars, Frauen von der Venus.

Das gemeinsame Merkmal all dieser Erklärungsversuche besteht nur leider darin, dass sie in Wirklichkeit überhaupt nichts erklären. Sie beschreiben lediglich auf verschiedene Weise und mit unterschiedlichen Ansätzen genau das Phänomen, das ja ohnehin hinreichend bekannt ist: Männer sind keine Frauen. Männer sind anders und Frauen eben auch. Manchmal passen ein Mann und eine Frau zusammen und manchmal nicht. Manchmal freut man sich darüber, ein Mann zu sein, manchmal ist es einfach nur beschämend. Und immer ist es schwer zu ertragen, als Mann mit allen anderen Männern, womöglich sogar noch mit denen aus der Steinzeit, in einen Topf geworfen zu werden. Dass wir noch immer dieselben genetischen Anlagen besitzen und an unsere Kinder weitergeben, wie die ersten männlichen

Vertreter unserer Spezies vor 100.000 Jahren, ist doch kein Grund dafür, dass wir und unsere Söhne und deren Söhne auch immer noch genauso fühlen, handeln und denken müssen wie unsere steinzeitlichen Vorfahren. War es im Mittelalter noch der liebe Gott, der die Männer angeblich zu dem gemacht hatte, was sie damals waren – Beherrscher der Frauen und der Welt –, so sind es heute unsere genetischen Anlagen, die auf dessen Thron nachgerückt sind. Sie bauen angeblich unsere Gehirne so zusammen, dass wir damit bis ans Ende unserer Tage gezwungen sind, als möglichst potente, breitstreuende Spermienverteiler oder – wenn das nicht klappt – als machtbesessene Karrieristen und Besserwisser herumzulaufen und dabei alle scheinbaren Konkurrenten bei der Verfolgung dieser Ziele mit allen nur erdenklichen Mitteln aus dem Feld zu schlagen. Inzwischen leben wir aber nicht mehr im Mittelalter.

Der Abschluss des gigantischen »Human Genome Projects« gibt nun auch den Verfechtern der genetischen Determiniertheit menschlichen Verhaltens noch einmal Gelegenheit nachzudenken, bevor sie ihre alten Theorien weiter verbreiten. Gene steuern die Bildung von Eiweißen in Zellen. Aber unser Gehirn, auch unser männliches Gehirn, funktioniert ja nicht so, wie es funktioniert, weil die Nervenzellen zu bestimmten Zeiten und bei allen möglichen passenden oder unpassenden Gelegenheiten irgendwelche Eiweiße herstellen. Die Neurobiologen haben ja inzwischen längst herausgefunden, dass es im Gehirn nicht so sehr darum geht, welche Eiweiße wann von den genetischen Programmen abgeschrieben werden, sondern wann und wie Nervenzellen miteinander in Beziehung treten, welche Netzwerke sie ausformen, welche dieser Nervenzellvernetzungen stabilisiert, welche später überformt oder wieder aufgelöst werden. Das Gehirn, so sagen uns die Hirnforscher, ist eben kein Auto, das nach irgendwelchen Bauplänen in einer vorbestimmten Weise zusammengebaut wird und das man dann eine Zeitlang